

amerikanischen Vlattes bußfertig und mahmend wiedergegeben? Die Flammeninschrift des Menetekel erscheint an der Wand des Festsaales, worin die Bourgeoisie in trunkenem Wutetaste, derweil darobend draußen die Entertien stehen. Und schon dröhnt vor dem Palaste der erzene Schritt der Gewaffneten, und in Trümmer sank die babylonische Herrlichkeit.

Meine Tefel upharsin, gewogen, gewogen und zu leicht befunden... So klagten die Blätter der Rechten und des Centrums.

Ein ungleicher Kampf ist's, den die Opposition heute zu führen gezwungen ist. Der Herrscher übt Kritik an den Parteien, tritt ein in die Diskussion der die Öffentlichkeit bewegenden Fragen, lebt sich aus in dem rasch stürmenden Fluße der Politik und ist durch den bekannten Paragraphen des Strafgesetzbuches wider die Antikritik, die Gegenwehr ein für allemal gedeckt.

Was aber ist die Wirkung des heutigen Zustandes? Wird der Presse das Recht abgeschnitten, offene, sachliche, unbeeingene Kritik an den Neuerungen hochstehender Persönlichkeiten zu üben, dann wirkt das System der Friedhofsrube verderblich auch für die Publizistik und die öffentlichen Zitten. Wer aber trägt die Schuld daran?

Niederkunft und Pressefreiheit sind die Grundbedingungen politischer Kritik. Die Socialdemokratie fordert diese Rechte im Interesse der Gesamtheit.

Politische Uebersicht.

Unter dem Titel: Ein schwarzes Blatt in der Schweizergeschichte schreibt uns unser 11. Mitarbeiter unter dem Datum des 1. Oktober: Am letzten Sonntag hat das Schweizer Volk das Jügendhölzchenmonopol mit ziemlich starkem Mehr verworfen und damit einen neuen Beweis dafür abgelegt, daß unsere Devise „Einer für Alle, Alle für Einen“ nichts anders als eine hohle Phrase ist. Gerade hier hätte man eine so schöne Gelegenheit gehabt, sein Solidaritätsgefühl zu beweisen; denn die verworfene Verfassungsrevision hatte einzig und allein den Zweck, die Phosphorretro, jene entsephliche Berufskrankheit der Arbeiter der Jügendholzindustrie, aus dem Schweizerland zu verbannen. Allein das steinerweichende Gend dieser Arbeiterschaft, deren ganze Lage ein Schandmal für die Schweiz ist, vermochte die Ritter der Liebe mit und ohne Salas nicht zu rühren. Die Streiter Gottes, welche den christlichen Brudersinn immer im Munde führen, verbündet mit den Frömmsten ihrer Frommen, zogen wider das Monopol mit Pauken- und Trompetenschall ins Feld. Mögen die Kiefernknollen der armen Jügendholzarbeiter frühlich weiter faulen, wenn nur das Land vor der Gefahr eines Monopols verschont bleibt, das zudem für den stets leeren Säckel der hungrigen Kantone nichts abwerfen sollte. Allerdings hatten die frommen Zionswächter auch in diesem Falle eine gute Ausrede zur Hand.

Selbstverständlich sind auch sie dafür, die Phosphorretro aus der Schweiz zu verbannen. Allein sie kennen ein weit besseres Mittel hierfür. Sie wollen mit dem Verbot des gelben Heilmittels daselbe erreichen. Unglücklicherweise hat man dieses Heilmittel, auf welches nun unsere Bundesväter angewiesen sind, schon einmal im Schweizerland probiert. Die Erfahrungen waren derart, daß man nach ungefähr 1/2-jährigem Bestehen des Verbotes wieder zu den Gelbphosphorjügendhölzchen zurückkehren mußte. Die Erinnerung an die schlichten, gefährlichen, teuren Sicherheitsjügendhölzchen aus dem Anfang der achtziger Jahre ist's gewesen, die dem Monopol das Genick gebrochen hat. Bequemlichkeit und Angst vor schlechten und teuren Bundesjügendhölzchen bildeten den Hintergrund, dem die Monopolfeindlichkeit der Führer bloß den kümmerlichen Rahmen bildeten. Dabei wußte man ganz gut, daß die Mehrzahl der Reinjäger vom letzten Sonntag auch für das Verbot des gelben Phosphors nicht zu haben sind und daß die Mißstände dieser Industrie damit wieder für lange Zeit der Schweiz, als trauriges Charakteristikum, erhalten bleiben.

Man hatte dieses Resultat in arbeiterfreundlichen Kreisen vorausgesehen; denn die Unthätigkeit des „Freisinn“ in dieser Frage und das Wühlen der Dunkelzimmer war ein böses Omen. Deshalb ist man auch schon gerüstet, den Schlag zu parieren und wird die Abstimmung über die Heeresorganisation diese Herren gehörig striegeln und ihnen deutlich beweisen, daß

unser Volk das ewige Militärische noch gründlicher haßt als die Sicherheitsjügendhölzchen oder die Staatsmonopole.

Deutsches Reich.

Fuchsmühl im bayerischen Landtag.

+ München, 3. Oktober.

In der Diskussion über die Interpellation Schäbler erhält zunächst der „gemischtliberale“ Landgerichtsrat Wagner das Wort. Er kommt der Regierung zu Hilfe und fühlt als echter bayerischer Jurist die Verpflichtung, die Gerichte gegen den Tadel sich widersprechender Gesetzesauslegung in Schutz zu nehmen. Die Fuchsmühler sind nach ihm die Hauptschuldigen an dem Gemebel, der Bezirksamtmann Wall habe „ein ungewöhnliches Maß von Beherrschung“ gezeigt. Allerdings verdiene das Verhalten des Lehensherrn schwersten Tadel; in diesen Zeiten sei es Pflicht der Besitzenden und Gebildeten, Recht und Billigkeit walten zu lassen. Zoller aber habe das Recht absofut rechtswidrig vorenthalten. Die „Antwort“ der Regierung befriedigt selbst ihn nicht. Er will zur Vermeidung derartiger Vorkommnisse eine genaue Instruktion der Verwaltungsbeamten über das Wesen betr. Herbeiführung der bewaffneten Macht, Unterlassung der Begebung weiterer Lehen, Aenderung des Artikels 30 der Fortgesetzte (bez. Zwangsablösung der Holzrechte).

Hg. Bauer (Centrum) aus dem Wahlkreise der Fuchsmühler nimmt seine Landsteute in Schutz. Zoller habe sein Wort gebrochen und sich des Lehens unwürdig gezeigt, das Volk verlange, daß er seines Lehens verlustig erklärt werde. Er verlangt die Zusage energischer Maßregeln von der Regierung, damit es nicht weiter heiße: „Eine Krähle haßt der anderen die Augen nicht aus.“

Ein größerer Zug kommt in die Debatte, als Dr. Rasinger (christlich-socialer Bauernbündler) eingreift. Er nennt Fuchsmühl ein socialpolitisches Zeitbild, kritisiert die einseitige Rechtsentwicklung, das Ueberwuchern des Formalismus in der Rechtsprechung, die Herrschaft der Plutokratie. Die Regierung habe es nicht für der Mühe wert gehalten, sich um das Geschick der armen Fuchsmühler zu kümmern, niemand ging, um zwischen ihnen und dem Zoller zu vermitteln, aber zu einem amerikanischen Juden, der Millionen besitzt, schickt man einen Regierungsumhändler, als jener in Strafe wegen Beleidigung eines bayerischen Beamten genommen wurde. (Fall Stern.) Als er vor zwei Jahren angesichts der bureaukratischen Paragrafenerei und Unkenntnis der Verwaltungsbeamten in praktischen Dingen ermahnt habe, nach größeren socialen Gesichtspunkten zu verwalten, sagte der Minister des Innern, das seien Seifenblasen. Jetzt hat der Herr Minister seine Seifenblase Fuchsmühl. In der ganzen Welt war es bisher unerhört, daß zur Vollstreckung eines civilgerichtlichen Spruchs Militär requiriert wurde. Das Vorgehen des Lieutenant's Mayr, der die Fuchsmühler Helben kommandierte, sei ein sehr sonderbares gewesen. Vor dem Münchener Gericht im bekannten Groben Anflug-Prozeß habe er ausgesagt, die zu der Exkursion ausgesuchten Soldaten seien keine Oberpfälzer gewesen, trotzdem habe er in seiner Ansprache an die Leute darauf aufmerksam gemacht, daß sie nun in die Lage kommen könnten, Landsteute und Verwandte zu löten. Diese Ermahnung erinnere an berühmte Berliner Ansprachen. „Es ist ein Unglück, daß man in Bayern jetzt alle diese Berliner Dinge nachhast, selbst die größten Ungeheuerlichkeiten.“ Redner schließt: „Wehe einer Gesellschaft, die den Unterschied zwischen mein und dein durch Militärgewalt aufrecht erhalten muß.“

Das Wort erhält jetzt Genosse Grillenberger. Die Minister, denen heute anscheinend nicht so vergnügt zu Mute ist, wie gestern, wandern auf die linke Seite herüber. Dem Redner ist auch nicht das geringste von seinem Halskleiden mehr anzumerken. Die Stimme hat ihren alten sonoren Klang, und was er sagt, das sitzt. Er berührt die unmotivierte Ablehnung des seinerzeitigen socialdemokratischen Antrags auf sofortige Einberufung des Landtags wegen der Fuchsmühler Blutthat durch die Regierung und das feige Verhalten der ordnungsparteilichen Presse dazu. Auch durch die Rede Schäblers habe sich „nicht wie ein roter, sondern wie ein schwarzer Faden“ (Heiterkeit) das Bestreben gezogen, die Regierung zu schonen und den Wall als einzigen Sündenbock hinzustellen. Grillenberger geht nun auf den Thatbestand selbst ein, ergänzt die bisherige Kritik in der nötigen Weise, bespricht die frühere Draufgalerie der Fuchsmühler, die zärtliche Fürsorge des obersten Gerichtshofes für den Zoller und die Schutzlosigkeit der armen vergewaltigten Bauern, für die keine Regierungshand sich regte, um ihnen zur

Erlangung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu helfen. Der Regierung war durch die verschiedenen Eingaben die Sachlage bekannt, aber niemand war da, um den Hinstling der Krone an seine Pflicht den armen Leuten gegenüber zu erinnern. So wurden durch die Unthätigkeit und Unfähigkeit der Regierung die Fuchsmühler in das Verderben getrieben. Das Vorgehen des betreffenden Lieutenant's war weniger brutal als ungeschickt. Und, was wundert man sich im kapitalistisch-militärischen Staatswesen über das Herbeirufen des Militärs, wo von gewisser Seite in Berlin in Ansprachen das Schießen auf Vater und Mutter betont, wo Militärposten, die Passanten wegen einer Rederei erschließen, befördert werden? Das eilige Schweigen nach der Antwort des Ministers des Innern habe diesem wohl gezeigt, wie wenig Eindruck diese auf die Kammer gemacht habe; man müsse aber im übrigen Deutschland auch mehr als erstaut sein über ein Ministerium, das erst Stunden nach der Schlacht bei Fuchsmühl, nicht durch seine eigenen Organe, sondern durch einen hektographierten Witsch eines Telegraphenbureaus Nachricht über die Vorfälle erhalten habe. Wenige dürften sich auch finden, die die Räubergeschichte von dem verstümmelten Telegramm glauben (siehe gestrigen Bericht). (Sehr richtig auf verschiedene Seiten.) Diese allzu harmlose Erklärung, die das Fuchsmühler Vorkommnis gewissermaßen aus einem Mißverständniß herleiten wolle, erinnere doch allzufehr an den „aus Versehen“ losgegangenen Schuß in den Berliner Märztagen. Unter fast allseitigem Beifall kritisiert unser Genosse weiter die ganze verrottete Polizeibureaokratie des Systems Feilich. Ein Ministerium, bei dem eine solche Mißwirtschaft bestehe, habe sofort abzutreten, aber das ist nur in wirklich konstitutionellen Staaten möglich, nicht in Bayern mit den ewig festlebenden Geschäftsmministern. Wenn die Regierung, wie sie selbst eingesteht, unfähig ist, Maßregeln zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse zu ergreifen, so habe die Kammer solche Vorzuschläge, wie Abschaffung der Lehen, Aenderung der Bestimmungen über das Angreifen der bewaffneten Macht, Aenderung des Fortgesetztes, damit sei wenigstens etwas zur Vermeidung derartiger Regeleien getan, wenn auch, wie selbstverständlich, die endgültige Beseitigung dieser dem kapitalistischen Klassenstaate immanenten Erscheinungen von uns in anderer Weise mit der Beseitigung dieses Klassenstaates selbst erstrebt wird. Die socialdemokratische Fraktion werde der Kammer einen Antrag vorlegen, den Ministerien der Finanzen und des Innern ihr entschiedenes Mißfallen auszudrücken; dann wird sich zeigen, ob es die Kammer mit ihrer Kritik an den Regierungszuständen ernst nimmt, oder ob nur geredet wurde, damit das Volk meine, es geschehe irgend etwas. Der Redner des Centrums hat seine Rede mit dem Ausruf der Gnade der Krone geschlossen, die Kammer hat hier nicht um Gnade zu sehen, sondern ihr verbrieftes Recht zu fordern.

Die Rede, die wir hier nur ganz dürftig skizzieren können, machte einen großen Eindruck. Die Minister verlernten das Lächeln, Herr Feilich sah da, ein Bild bleicher Tröstlosigkeit. Morgen wird das Gericht weiter gehen, es sind noch acht Redner zum Wort gemeldet.

* Berlin, 4. Oktober. In besonderen Strafkammern für politische Prozesse und Preßprozesse sind durch die Reichsjustizgegebung abgeschafft worden. Dort, wo wie in Berlin mehrere Strafkammern bestehen, richtet sich die Verteilung der Angeklagten unter die Strafkammern nach dem Anfangsbuchstaben der Namen in alphabetischer Ordnung. Der Vorwärts teilt nun mit, daß ohne Zutun des Gerichts durch die Anklagebehörde das Altkenzeichen in dem Strafprozeß gegen seine Redakteure Pfund und Dierl, das bisher „Pfund und Genossen“ lautete, plötzlich in „Dierl und Genossen“ geändert sei. Dies habe zur Folge, daß die Sache anstatt von der vom Landgerichtsdirektor Müßeler präsidirten Kammer von der Kammer abgeurteilt werden würde, der Herr Brausewetter vorsitzt.

Bekanntlich hatten die Hamb. Nachrichten behauptet, Fürst Bismarck habe nie in Verbindung mit dem Freiherrn v. Hammerstein gestanden. Der Vorwärts veröffentlicht nun — wie er schreibt, aus seiner „Hammersteinmappe“ — zum Beweis des Gegenteils ein Schriftstück, das eine Rede wiedergibt, die Herr v. Hammerstein vor mehreren Abgeordneten der konservativen Partei in Stolp am 5. November 1888 gehalten hat. In dieser Rede giebt Hammerstein Aufklärung über seine politische Stellung zur Regierung u. und sagt da u. a.: „Als meine Wähler mich im Jahre 1881 in den Reichstag schickten, berief mich der Reichskanzler telegraphisch nach

mit dessen Tieren und Menschen er bald an des Großvaters Hand vertraut wurde. So war er auf dem Lande großgewachsen. Daß es ihm dann in der Stadt so über die Maßen gut gefallen, wir haben's gehört, wie schlecht ihm das bekommen. Was Wunder, daß ihn in jener gefährlichen Zeit der Gedanke mit Uebermacht besiel, so treulos und schamlos wären die Leute nur in der Stadt. Wenn er sich erst wieder auf dem Lande vergraben könnte, dann würde ihm wohlter werden. Im Walde würde sein Herz gefunden, wenn er nur tagelang wieder in ihm herumstreifen könnte. Vielleicht hatte er sich so die richtige Arznei verschrieben. Jedenfalls schien der Erfolg ihm recht zu geben.

Zwar machte er anfangs nur gute Miene zur bösen Wahl, die sich ihm bot, und dachte, sobald sich anderswo eine Stelle frei zeigte, dies der Stadt allzu nahe Landgericht sofort mit einem entfernteren zu vertauschen. Allein allgemach merkte der unzufriedene Mann, daß die Entfernung, welche gerade dies Dorf von der Stadt trennte, ungleich größer war, als es die knappe Weilenzahl hatte vermuten lassen. Dann fand er bald ein paar tüchtige Menschen, die ihn liebgewannen. Da war der junge Wirt und der alte Pfarrer, zwei ausgeweckte Charakterköpfe mit eigentümlichen Schicksalen, die sie aus dem anderen Menschenbrot hervorziehen ließen. Der alte Zauber, der von seinem guten Gesicht und seinen offenen Augen ausging, bewährte sich auch hier, so daß die härtesten Prozeßbauern auf sein Zureden hin die rauhe Hand zum Sühneverfuch hergaben, daß die verstocktesten Verbrecher auf seine Fragen hin bekannten und manche trohige Maid, die sonst überhoch die Nase trug und für den besten Freier keinen Finger rührte, ihm eine Blume bot, um die er nicht einmal gebeten hatte. Und was die Hauptsache war, die Jagd auf dem Moor,

beschwerlich und manchmal gefährlich, aber immer aufregend und lohnend, die wollte er bald nicht mehr missen. Er bewarb sich nicht nur um keine Veränderung mehr, er wies sie sogar von der Hand, als sie unverhofft geboten wurde. Mit solchem Eifer wies er sie zurück, daß man es höheren Orts für angemessen fand, seine Beförderung einige Zeit lang zu vergessen. Später ward aus dem Vorjag eine Gewohnheit. Man wußte nicht mehr, warum man Eisenhut übergangen hatte, war aber überzeugt, daß es gute Ursachen gehabt haben mußte, Ursachen, die ein nochmaliges Uebersehen nur um so gerechtfertigter erscheinen lassen konnten. Das war Eisenhut gerade recht. Mittlerweile war das Notariat in Flor gekommen und der Notar des Ortes, ein wunderlicher, gebrechlicher alter Herr, hatte den Landgerichtspraktikanten aufgefordert, einige seiner vielen Ruhestunden für ihn zu verwenden. Darauf ging Eisenhut ein. Er ward alsbald die Stütze des Amtes, gewann dabei mehr, als er brauchte, und hatte für die Zukunft nur den Wunsch, einmal des Notars Nachfolger zu werden. Auch das nicht etwa, um mehr zu werden, sondern um das bleiben zu können, was und wo er es war. Der gegenwärtige Notarius zeigte freilich noch keine Lust, vom Leben oder auch nur von seinem Posten zu lassen. Aber Eisenhut hatte keine Eile. Ehrgeiz plagte ihn nicht; schon das Wort machte ihn lachen. Er wollte schlicht und rechtschaffen leben nach seinem Gefallen und keinem Rede stehen. Hier war es ihm besser geworden, als er sich hatte träumen lassen. Er lebte und waltete nicht anders, als ob er Grundherr und Eigentümer des Landes wäre. Im kleinen Kreise, der ihn groß genug dünkte, genoh er eine Art von Herrschaft mit Wohlleben und Stillleben. Bedürfnislosigkeit, lächelnde Philosophie, ein dörflicher Epikuräismus thaten das übrige, ihn glücklich zu machen. Die alte Geschichte, die ihm die Stadt

verleidet hatte, war lange vergessen. Die Einstgeliebte war eine dicke, unförmliche Bürgerfrau geworden, die ihrem Mann ähnlich sah; ihre Kinder guckten ihr bereits über die Schulter, und sie ließ in den falschen Jopf, den sie nach der Mode trug, aus Liebe zur Wahrheit einige graue Haare flechten. Eisenhut sah aus wie dazumal, er hatte keine Sorgen und keine grauen Haare, und niemand wollte glauben, daß er älter als dreißig Jahre sei. Die einzige Nachwirkung der alten Geschichte war, daß er Junggeselle geblieben und, seiner Lebensweise entsprechend, auch niemals diesen Stand aufzugeben willens war.

Er fand die Mädchen und die Blumen noch immer schön, ließ sich auch manchmal mit Blumen und Mädchen ein, aber nur so eben wie der Stadther auf dem Lande. Es war ihm bei allem Scherzen zur Gewohnheit geworden, sein Herz in der Hand zu behalten. Bald war auch keine Vorsicht mehr nötig. Er wußte, daß sein altes Herz ihm nicht mehr davonzulaufen drohte.

Hätte ihn einer gefragt, ob er denn nichts entbehre, so hätte er geringschäßig die Achseln gezuckt. Wer entbehrt am Ende nichts! Kamem ihm auch manchmal vagabundierende Gedanken, er wies sie trohig von sich und überzeugte sich selber, daß es so, wie es war, für ihn am besten wäre.

So kam's, daß er, der junge, der aufgeklärte, der uneigennütige Mann, heute morgen die pfeifende Lokomotive, die sich dort drunten bald vor- bald rückwärts bewegte, nicht viel freundlicher begrüßte, als die beiden, in schnöder Eigensucht beschränkten Alten es gethan hatten.

(Fortsetzung folgt.)